Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 27 (1925)
Heft: 9

Artikel: Zur Deutung unserer Zeit
Autor: Romier, Lucien
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-748675

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ZUR DEUTUNG UNSERER ZEIT

In der von Daniel Halévy im Verlag Bernard Grasset herausgegebenen Bücherreihe *Les cahiers verts* ist vor kurzem ein Band erschienen unter dem Titel *Explication de notre temps*. Sein Verfasser, bekannt als Chefredaktor und Leitartikler des *Figaro*, ist Lucien Romier, ein aufgehender Stern unter den geschichtlich-politischen Schriftstellern, wie von vielen Seiten versichert wird. Wir freuen uns, mit der Erlaubnis des Verlags einige Stellen aus dem Buche *Deutung unserer Zeit* in Übersetzung vorlegen zu können. *D. Red.*

DAS SCHICKSAL VON PARIS

Als Ganzes betrachtet, besitzt unser Land zwei große Verkehrssysteme. Das erste erstreckt sich über den zerschnittenen Abhang, der gegen Ärmelkanal und Meer blickt, mit den fast parallelen Arterien der Garonne, Loire, Seine: das westliche System, welches ganz von Paris beherrscht wird, weil sich in Paris die Straßen kreuzen, die von den Niederlanden zum Golf von Biskaya gehen, vom Ärmelkanal zur Donau und zum Mittelmeer. Ein anderes Adernnetz, weniger ausgedehnt, aber stärker gefurcht, findet sich auf dem östlichen Abhang, der dem Pariser Zentrum immer nur künstlich unterworfen wurde. Rings um die lange Senkung geordnet, welche die Binnentäler von Rhône, Saône und Rhein bilden, mit breitem Zugang ans Mittelmeer durch Marseille, an die Nordsee durch Antwerpen und Rotterdam, hat es seine Knotenpunkte in Lyon und Straßburg. Es lässt sich kaum bezweifeln: falls nichts mehr die Sicherheit, Stabilität und Handelsfreiheit an der Grenze Frankreichs und Mitteleuropas störte, würde Straßburg die Hauptstadt des rhône-rheinischen Systems.

Die Dreiheit Straßburg-Lyon-Marseille kann eines Tages den Hochmut von Paris verdunkeln. Da der Süden entvölkert ist, wird die alte Rivalität zwischen ihm und dem Norden aufhören. Der neue Gegensatz wird der zwischen Osten und Westen sein.

* * *

Das künftige Schicksal von Paris .... Ist es zu neuer Größe oder langsamem Sinken bestimmt?

Eine vielleicht blasphemische Frage, aber eine Frage, welche die Tatsachen selbst dem Beobachter entgegenhalten.

Hauptstadt, von den Menschen verwöhnt, Stadt, die, vom Glück berauscht, sich des Voraussehens entwöhnte, wird Paris, nachdem es den Gipfel seines Glücks erreicht hat, sich morgen oder übermorgen gegen tiefliegende Ursachen des Verfalls zur Wehr setzen müssen.

* * *

Von den drei Vorzügen, auf denen das Schicksal jeder Stadt beruht: Gunst der Lage, Übereinstimmung mit den Bedürfnissen einer Epoche, amtliche Auszeichnung, nimmt der erste für Paris schon ab, wankt der zweite, scheinbar so offenkundig, im Geheimen.

Paris verrät, wenn auch kaum merklich, dass es alt ist. In seiner Tätigkeit überwiegt der Verbrauch die Erzeugung und den Austausch mit außen. Nun schöpft eine Stadt, ob groß ob klein, ihre Kraft aus dem Austausch, nicht aus den Lustbarkeiten.

Allzusehr damit befasst, die Hilfsmittel des Landes an sich zu ziehen, trug die Hauptstadt nicht Sorge, sich den internationalen Strömungen anzupassen. Sie lässt sich ein gut Teil des Verkehrs, der Meer und Ärmelkanal mit Mitteleuropa verbindet, entgehen. Und was den Verkehr zu Land zwischen Mittelmeer und Nordsee betrifft, sie hält ihn nur durch die Willkür unserer Eisenbahnen fest: er würde ihr an *dem* Tage entgehen, da eine direkte Linie Dijon und Lille verbände. Schon liegt Paris nur am Rand der großen industriellen Zone, die den Norden und Osten unseres Landes bedeckt; seine Industrien, aus seiner Kaufkraft erwachsen, sind Veredlungs- und Verarbeitungsindustrien. Die Hauptstadt erzeugt noch Modelle, die andere ausnutzen; die Kommissionäre besuchen sie, wohnen aber immer seltener dort ... Warum hat sie, statt soviel Ausstellungen zu veranstalten, nicht einen Hafen gebaut?

Auch innerhalb des nationalen Gefüges selbst erschöpft sich die Anziehungskraft von Paris langsam. Abgesehen vom oberflächlichen Zustrom, den sein Doppelwesen als politische

und als Hauptstadt der Lustbarkeiten anzieht, besteht der Hauptteil seiner Bevölkerung aus Familien, die eingewandert sind aus den armen Provinzen oder aus den durch die landwirtschaftliche Krise verarmten. Aus Languedoc, der Gascogne, Quercy, Périgon, Rouergue, dem Limousin, der Auvergne, Berry, Burgund, Poitou, der Bretagne stammen verhältnismäßig viel mehr Menschen, die in seinen Mauern wohnen, als aus Marseille und Lyon, aus Osten oder Norden. Selbst der Geist seines Bürgertums ist dem der ackerbauenden Provinzen verwandt. Nun sind — von Bretonen und Auvergnaten, die übrigens etwas weniger auswandern, abgesehen — die Quellen, aus denen die Pariser Bevölkerung sich bis jetzt ergänzt hat, eben jene, welche die Abnahme der Geburten versiegen zu lassen droht.

* * *

Die Bevölkerung von Paris, welche zur Zeit der Revolution Fünf- oder Sechshunderttausend betrug, hat sich im letzten Jahrhundert an Zahl verfünffacht. Es brauchte also nur einige Jahrzehnte, damit diese Stadt von einem Bevölkerungsstand gleich jenem, den Lyon und Marseille in unseren Tagen erreicht haben, auf den heutigen, fünfmal höheren Stand stieg.

Ein so hastiger Auftrieb war nicht durchweg gesund. Er war nur zum Teil in der Entwicklung der allgemeinen Tätigkeit und der Zunahme der Bevölkerung des Landes begründet. Die Zahl der Franzosen hat sich seit hundert Jahren nicht einmal verdoppelt. Das Pariser Phänomen unterscheidet sich von jenem, das z. B. Berlin mit dem Aufblühen des kaiserlichen Deutschland anwachsen ließ.

Paris bietet überdies der Industrie keine natürlichen Vorteile. Sein Boden hat weder Öl noch Eisen noch Schätze, die Fabriken erstehen ließen. Die Industrien sind mehr der Bevölkerung hergefolgt, als dass sie sie angezogen hätten.

Paris verdankte sein außerordentliches Wachstum im neunzehnten Jahrhundert mehr oder weniger zeitgebundenen Ursachen geographischer, politischer oder sozialer Art.

Die Straßen des Pariser Beckens, zu allen Zeiten der Geschichte begünstigt, blühten in dem Maß, in dem der westliche

Verkehr zunahm, in dem die Bevölkerung des Nordens ihren Reichtum und ihre Bedürfnisse entwickelte, die Beziehungen zwischen Großbritannien, dem Mittelmeer und dem Orient über unser Land lebhafter wurden.

Die Anlage unserer Eisenbahnen fügte ein tyrannisches Vorrecht hinzu: dank welchem Paris den ganzen Verkehr des Landes beherrschte, die Reisenden und die Waren zu Umwegen nötigte, die es bereicherten, die direkten Beziehungen zwischen unseren Provinzen zerstörte, Menschen und Dinge zwang, seine Verführung und sein Gepräge zu erleiden. Diese Zwangsherrschaft sitzt so fest, dass noch heute die aufrührerischsten Strömungen sich nur mit Mühe von ihr befreien.

Diese wirtschaftliche Zentralisation vollendete die Wirkungen der politischen Zentralisation. Die Revolution hatte die Stützen der lokalen Autonomie niedergeworfen. Das napoleonische System brachte die kleinsten Flecken in Abhängigkeit vom Präfekten, der selbst Sklave der Zentralmacht war, die in Paris saß. Die Sitten spielten die Einförmigkeit einer Gesetzgebung und eines Unterrichts wieder, deren Herd Paris war. Es schien, der Pariser allein sei ein Bürger erster Klasse.

Bei diesem Stand der Dinge übte Paris eine außerordentliche Anziehung auf die Provinzen aus. Sie widerstanden ihr umsoweniger, als die wirtschaftlichen Umstürze und im besondern die lange landwirtschaftliche Krise ihre Bevölkerung unstet machten. Den schon vorbereiteten Hang entlang glitt sie hinab in das Pariser Becken, wie der Humus der Hügelhänge unter Gewittergüssen in die Tiefe der Täler geschwemmt wird.

Paris verdankt also sein modernes Wachstum zu gutem Teil Elementen, die es der übrigen Nation entnahm, wodurch diese um so viel ärmer wurde.

Ein Spaziergang durch Paris zeigt sofort bezeichnende Merkmale dieser Voreiligkeit. Die Bevölkerung ist dort dichter als in irgendeiner anderen Stadt Europas: was beweist, dass die letzte Zunahme sich dort durch eine plötzliche Einwanderung vollzog und nicht durch das Drängen einer inneren Kraft, die etwa sein Gefüge erweitert hätte, in dem Maß, in dem seine Auswirkung zunahm. Ebenso scheint die Erneuerung seiner Quartiere sich nach und nach zu verlangsamen: die gemeinschaftlichen

Bedürfnisse, die sich aus einer ausgedehnten wirtschaftlichen Tätigkeit ergeben und in dieser Tätigkeit die Möglichkeit finden, die Kosten einer ständigen Anpassung zu bestreiten, sind in Paris weniger mächtig als die kleinen Interessen privater Natur. In dieser «Stadt der Leuchten» wird es sich bald nur mehr um Klatsch handeln.

* * *

Die nächsten Generationen werden Paris säubern und wiederbeleben müssen. Sonst wird noch vor Ablauf eines Halbjahrhunderts der Niedergang dieser erlauchten Stadt offenkundig sein. Die Neuaufrichtung der ganzen Nation würde dadurch gehemmt, verfälscht, demoralisiert.

Paris muss aufhören, sich vom Mark unserer Provinzen zu nähren: sie werden nur dann neuen Mut fassen, wenn ihnen die Erhaltung ihrer eigenen Kraft gewährleistet ist. Unsere Hauptstadt muss darauf verzichten, ausschließlich Männer, Frauen, Waren zu verbrauchen, um sich zu scheinbarer Fruchtbarkeit zu steigern. Sie muss die Pose der Venus Kallipygos aufgeben, ihre Muskeln straffen und weithin ausblicken. Seinen Reichtum, Paris darf ihn nicht durch Zwang oder Verführung aus unseren Dörfern und Weilern gewinnen, sondern aus dem internationalen Verkehr. Es muss sich rüsten, um, statt einer Herberge leichter Sitten, eines Salons voll Prahlerei, des Sammelplatzes entwurzelten Bürgertums, das motorische Zentrum des künftigen Europa zu werden.

Diese Wandlung wird Paris weder durch Politik noch durch Industrie erzielen. Sein Schicksal ist gebunden an das Glück der Wasser der Seine. Sein Ursprung weist aufs Meer, wie sein Wappenspruch noch heute. Es wird sich nicht verjüngen, es kehrte denn zu den Ursprüngen seiner Größe zurück.

Aber wird die verschwenderische Stadt genügend Geld sparen, um ihre Werke zu retten oder neu zu beleben? In allen heutigen Fragen entscheidet das Geld, auch über das Schicksal der Städte.

Das Geld hat sein eigenes Reich. Wer nicht seine Art und seine Grenzen kennt, wird ständig an unsichtbare Schranken stoßen.

Wer wird wohl die Abhandlung von der Spekulation als einer der schönen Künste schreiben?

Die Spekulation ist das, worüber alle Welt sich beklagt, was jeder als etwas Geheimnisvolles betrachtet und was die Mehrzahl der Menschen handhabt, wie Herr Jourdain seine Prosa.

Was nicht alles? Sie ist, genau genommen, das Rechnen auf einen möglichen Nutzen oder Erfolg, wobei man willens ist, einen verschieden großen Teil dem Glück zu überlassen. Also kann jede Heirat als Spekulation gelten? Durchaus. Einzig die reine Liebe spekuliert nicht: man nennt sie auch göttlich oder blind.

Außer in der reinen Liebe und in der Kunst (die ebenfalls Liebe ist), verbringt man das Leben mit Spekulieren. Jedes Streben schließt eine Spekulation in sich, und nicht allein das geistige Streben. Der Mann, der auf Erden die meisten körperlichen Anstrengungen vollbringt, der Bauer, ist auch der gewagteste Spekulant, er, dessen Erwartung etwas von der Gunst der Wolken erhofft.

* * *

Man darf demnach nicht in den Irrtum der guten Leute verfallen, die sich über den Kaufmann lang und breit moralisch entrüsten. Jeder Kaufmann spekuliert, wie er atmet. Sein Spekulieren ist nur viel offenkundiger als das des Schriftstellers oder Politikers, weil es sich in den Schaufenstern äußert, durch geänderte Aufschriften.

Der Stubenphilosoph ist erfüllt von einem unbestimmten Glauben, dass sein Lieferant Handel treibt zum Vergnügen oder etwa so wie die göttliche Vorsehung, kraft welchen Wirkens dieser Mann, so wie der himmlische Vater den kleinen Vögeln ihre Nahrung gibt, wenn auch nicht mit so grenzenloser Güte, für die Bedürfnisse der sogenannten freien Berufe sorgt. In unserer besten Gesellschaft gibt es ganz sicher keine zehn Personen, die sich jemals gefragt haben, durch welches Phänomen ein Linsengericht bis auf ihren Tisch kommen konnte. Dieses Phänomen ist der Anreiz des Gewinnes für den Erzeuger, den Verarbeiter, den Versender und eine verschieden große Zahl

von Zwischenhändlern. Ohne den Anreiz des mehr oder weniger günstigen Gewinns, ohne die Spekulation würde die ganze Welt Hungers und Frosts sterben. Also sei die gute Spekulation gesegnet!

Aber gibt es eine gute und eine schlechte Spekulation, eine erlaubte und eine unerlaubte? Vor dieser Frage haben die Kasuisten ratlos dagestanden, noch ehe die Volksvertreter ihre Zeit damit verloren. Denn die Rechtlichkeit möchte befehlen und die Tatsachen parieren nicht. So sind es denn abwechselnd die Rechtlichkeit, die empört ist, und die Tatsachen, die sich empören.

* * *

Jeder hat wenigstens einmal im Leben die Erscheinung von Angebot und Nachfrage kennen gelernt. Die Liberalen, die Parteigänger des «Laissez faire» haben diese Erscheinung zum Rang eines sozialen Gesetzes erhoben. In Wirklichkeit ist sie ein Naturgesetz und ein Instinkt. Welcher Instinkt sich beim Kastanienverkäufer ausspricht, der, wenn hundert Ladenmädchen um seinen Herd stehen, die Preise verdoppelt oder verdreifacht.

Aller Handel, alle Spekulation drehen sich um *eine* Tatsache, nämlich darum, dass es irgendwo eine Nachfrage, eine Verkaufsmöglichkeit gibt oder geben wird. Zu dieser Nachfrage, dieser Verkaufsmöglichkeit muss man die Ware hinbringen und, um sie hinzubringen, sie zuerst erzeugen. Daher die drei Phasen des Wirtschaftslebens: Erzeugung, Versendung und Verarbeitung, Verkauf an den Verbraucher.

Jede dieser Phasen bedingt ein Teil Berechnung und ein Teil Glück. Die Erzeugung hängt von den Werkzeugen, vom Wetter, den Streiks ab. Die Versendung von der Schnelligkeit, den Unfällen, den Diebstählen. Der Verkauf vom Geschmack des Verbrauchers, von seiner Freigebigkeit oder seinem Geiz, vom Einkaufspreis und vom Lächeln der Verkäuferin. Worauf die ganze Reihe der Spekulanten basiert: sie geht vom Aktionär jeder der beteiligten Gesellschaften bis zur hübschen Verkäuferin, die einen bestimmten Anteil bezieht.

* * *

Die Kaufleute möchten ständig das Ungewisse, den Teil des Zufalls einschränken. Es gibt verschiedene Möglichkeiten dazu. Die eine, gewagt, aber verlockend, besteht darin, die Spekulation zu einer dauernden zu machen, das bedeutet für den Verkäufer: sich Lager anzulegen, die er in Krisenzeiten versteckt und in Zeiten der Hausse auf den Markt bringt. Ein solches Verfahren ist begrenzt, nämlich durch das Betriebskapital, die Summe, die man festlegen kann. Die andere Möglichkeit besteht für die Kaufleute darin, sich gegenüber den Käufern zusammenzuschließen, den Markt zu bestimmen, die Hand auf die Ware oder die Möglichkeiten der Erzeugung zu legen. Das ist ein bedeutendes Unternehmen und findet seine — gefühlsmäßige, also unwirksame — Schranke an der Polizei.

Kurz, je weniger Ungewissheit es gibt — je geregelter Erzeugung, Versendung und Verbrauchsbedürfnis sind —, desto weniger Spekulation gibt es.

Aber angenommen, dass eines dieser Elemente versagt, dass die Erzeugung eingestellt wird, dass die Transporte aussetzen oder ihr Absatz zurückgeht, dass eine Emission von Papiergeld die Kaufkraft des Verbrauchers erhöht oder dass das Gegenteil eintritt, in *dem* Augenblick gibt es eine Krise: der Kaufmann wird zwangsweise Spekulant, er fühlt sein Risiko wachsen und schützt sich durch einen größeren Gewinnansatz auf jedes durchgeführte Geschäft.

Nun ist der Kaufmann nie oder fast nie der Urheber dieser Ereignisse, welche die Spekulation entfesseln. Sie ergeben sich meistens aus politischen Ursachen und die Verantwortlichkeit für sie fällt auf den Staat. Es ist der Krieg, der die Spekulation unvermeidbar machte, die Spekulation mit Lebensmitteln als Folge der Transportkrise, die Spekulation in Mieten infolge des Moratoriums usw.... Jedes willkürliche Eingreifen in den natürlichen Ablauf des Verkehrs unterbricht die Kontinuität, schafft eine Ungewissheit, erregt die Haußе- oder Baißespekulation. Die Stadtverwaltung kündigt an, dass eine neue Straße gelegt wird: noch am selben Abend spekuliert man mit den Grundstücken.

* * *

Der Kaufmann hängt ab von Ungewissem, das er nicht vorhersehen noch vermeiden konnte. Der Industrielle seinerseits fügt dem freiwillig noch ein Risiko hinzu, das mit der festen Anlage seines Unternehmens zusammenhängt. Der erste folgt der Strömung; der zweite bemüht sich, sie einzudämmen und zu kanalisieren: ein bedeutender Unterschied!

Der Industrielle gilt, ohne dass man eigentlich weiß warum, für einen Bevorzugten. Besitzer oder Benutzer sichtbarer Dinge, hat er dieses Ansehen, das einst den Grundbesitz umgab, gewahrt. Wie der Schlossherr und wie der Grundbesitzer, bleibt der Industrielle in den Augen der Menge der Typus des Mannes, den das Glück verwöhnt. Selbst unterrichtete Leute scheinen zu glauben, dass der Industrielle mit jedem Schlage gewinnt...

Der sehr große Reichtum, vor allem der zu schnell erwachsene Reichtum hat seinen Ursprung selten in der Industrie. Dieser Reichtum kommt, heute wie in früheren Zeiten, vom Handel. Eine Unternehmung wirft erst von *dem* Tag an große Gewinne ab, da das Betriebskapital amortisiert, da das eigentliche industrielle Risiko ausgeschaltet ist und es ihr gelingt, einen herrschenden Einfluss auf den Markt auszuüben — mit andern Worten: sobald sie sich mehr in geschäftlichem als in technischem Sinne entwickelt. Dieses Gesetz erhellt die beiden Tendenzen der modernen Industrie, erstens zur Konzentration, zweitens zum Schutzzoll, um die Fabrikation zu stabilisieren und die Märkte zu beherrschen. Man gibt Geld aus für die Technik, man macht Fortschritte nur in Zeiten der Stockung, des Wettbewerbs, in « mageren Jahren », im Krieg...

* * *

Wenn alle Industrie früher oder später zur Form des Handels tendiert, so kommt das daher, dass der Industrielle, weit entfernt davon, sich bevorzugt zu fühlen, unter einem ständigen Risiko lebt, einem Risiko in mannigfacher und entscheidender Form.

Von allen Bürgern ist er der gebundenste. Er hat nicht einmal die gleiche Sicherheit wie der Bauer, dessen Boden, trotz aller schlechten Jahre, seinen Grundwert behält. Die Scholle bleibt schwer von ewiger Verheißung. Die Fabrik geht elend zugrunde, sobald sich die Arbeit von ihr entfernt.

Der Industrielle ist zweifelsohne der einzige Bürger, der jeden Tag neu Gefahr läuft, Vermögen, Betriebskapital und Gewinn einzubüßen. *Gleichzeitig* läuft er diese dreifache Gefahr; das unterscheidet ihn von anderen Spekulanten. Der Bauer verliert nie mehr als seine Ernte; er findet Entschädigung, wenn er nur warten will oder kann. Der Arbeiter opfert nur sein Gehalt. Der Kaufmann gefährdet grundsätzlich nur sein Betriebskapital. Der Zwischenhändler setzt nur seinen Kredit ein. Bauer, Arbeiter, Kaufmann, Zwischenhändler haben, mehr oder weniger, die Möglichkeit, sich «herauszuziehen». Aber der Industrielle? Am selben Tag kann eine neue Erfindung, ein Zollsatz, ein Transporttarif, eine Verordnung, ein Unfall, der Mangel an Wasser, sein Unternehmen tödlich treffen, was er festgelegt hat ertraglos oder schwer verzinslich machen, sein Vermögen vernichten; ein Preissturz kann sein Lager entwerten und sein Betriebskapital zugrunderichten; irgendein Irrtum bei der Fabrikation oder beim Verkauf kann den veranschlagten Gewinn in Verlust verwandeln. Er hat, soweit er Industrieller ist, kein Mittel, sich «herauszuziehen».

Es ist ein im Tiefsten verwundbarer Beruf, den einzig lange Erfahrung, Vorkehrungen auf lange Frist und weises, überlegtes Sparen vor wechselnden Geschicken bewahren. In diesen letzten Jahren sah man die durch den Krieg hervorgerufenen Unternehmungen fallen, wie Blätter im Herbst. Und selbst in ruhigen Zeiten sind die Zusammenbrüche zahlreich. Auf zehn halbwegs glückliche Unternehmungen kommen wieviele unglückliche Versuche!

* * *

Die Seele des Industriellen birgt also etwas, was nicht bloße Gewinnsucht ist, was ihn treibt, solchen Risiken zu trotzen.

Dieses «Etwas», deutlich erkennbar bei den ersten Gründern eines Geschäfts, mehr oder weniger abgeschwächt bei den Erben, verdient Achtung, Ehrerbietung und Rücksicht. Es ist der Unternehmungsgeist. Es ist der schöpferische Instinkt. Es ist der sonderbare, wunderbare Wahn des Baumeisters, Erfinders, Erzeugers.

Wahn oder Genie, das geistige Element der Industrie wechselt nach Gewerben und Völkern. Es war und bleibt die wahre Stärke der französischen Industrie.

* * *

Die wirtschaftliche Bewegung der Welt folgt zwei Gesetzen: Herabsetzung der Preise durch Abschaffung der Doppelspesen bei den Herstellungs- und Verkaufskosten; Ausgleichen der Preise durch Einschränkung des Wettbewerbs. Die nationale Industrie könnte sich diesen Gesetzen nur entziehen, indem sie abdankte zugunsten der ausländischen Industrien.

Man muss also den organisierten Zusammenschluss von Erzeugern oder Käufern zulassen — welche Vorstellung allein schon der öffentlichen Meinung unerträglich erscheint...

Die Kaufleute und die Industriellen arbeiten und sich frei zusammenschließen lassen, entsprechend dem Fortschritt der wirtschaftlichen Organisation; dabei das Publikum gegen die Missbräuche schützen, die sich aus völliger Freiheit ergeben könnten: das sind die beiden Seiten des wirtschaftlichen Problems in seinen Beziehungen zur sozialen Moral. Es ist nicht leicht, diese beiden Seiten miteinander zu versöhnen. Durch Vorschriften hat das bis jetzt niemand zustande gebracht. Aber die Moral schützt sich selbst durch die ihr eigenen Mittel, falls man sie nicht im Menschengeist ertötet oder entwertet.

GELD UND GEIST

Nicht grundlos wurde der Wucher verflucht. Ohne den Wucher hätte die jüdische Rasse die Welt beherrscht: man sehe doch die umstürzlerische Kraft der armen, der revolutionären Juden.

Glücklicherweise gelingt es dem Wucherer, welche Mühe er auch daran wende, nie, den Propheten zu ertöten. Denn der Mensch unterscheidet sich vom Tier durch das prophetische Zeichen, die Gabe der Voraussicht, den glühenden Wunsch nach Besserem. Noch im Taumel der Spekulation und der Habgier träumt der Bankier vom Messias.

Es ist also nicht unmöglich, dem Geld standzuhalten.

* * *

Dem Geld standhalten — schweres und verwickeltes Problem, dessen ganze Schwierigkeit die Idealisten von einst nicht kannten, weil zu ihrer Zeit der Grundbesitz, dauerhaft und sichtbar, die Gewissen nicht heimlich beunruhigte. Das unbewegliche Vermögen setzte voraus, dass die Verderbtheit offenkundig und infolgedessen begrenzt war. Ja es erforderte einen gewissen Mut, den Nächsten zu bestehlen... Und heute — wo fände die listige Veränderlichkeit des Geldes ihre Schranke?

In früherer Zeit waren die geistlichen Orden und die Glaubensheere auf das Gelübde der Armut gegründet: ohne dieses Gelübde oder wenn es gebrochen wurde, fiel die Einrichtung zusammen wie ein Kartenhaus. Zwischen einem Kloster und einer Aktien-Gesellschaft gibt es nur diesen Unterschied: das Gelübde der Armut. Dieser einzige Unterschied schließt den Schritt vom Physischen zum Metaphysischen in sich.

Aber wenn die Armut die geistliche Macht besitzt, so verfügt sie über kein einziges weltliches Mittel. Noch mehr, die Ausbreitung der Armut macht die Vorherrschaft der Herrn des Geldes noch drückender. Gegen dieses Hindernis verbraucht die Armut ihre Fähigkeiten, um sich zu befreien, statt sie zu gebrauchen, um schöpferisch tätig zu sein.

Um eine so tiefe Gegensätzlichkeit aufzuheben, ließen die geistlichen Orden und alten Glaubensheere, die ihren Mitgliedern das Streben nach Gewinn untersagten, den Reichtum gelten, als weltliches Mittel zum Besten ihrer Einrichtung.

* * *

In unserer Gesellschaft begreift man die Ordensstreiter nicht mehr. Also muss man die Formel eines neuen Übereinkommens suchen zwischen dem Geistigen, das selbstlosen Verzicht voraussetzt, und dem Weltlichen, das Reichtum fordert.

Eine solche Formel mag chimärisch scheinen. Gerade heraus gesagt, wäre unsere Kultur schon lange dahin, wäre sie nicht auf wirren und rein erfahrungsmäßigen Wegen zu dieser Formel gekommen. Jedes selbstlose Werk lebt bei uns, lebt in dieser Welt nur von Unterstützung. Was ist das, wenn nicht das freiwillige Opfer des Weltlichen ans Geistige? Aber ein Opfer ohne Folgerichtigkeit, anarchisch und darum zumeist unwirksam.

Es ist notwendig, dass das Geld, das zeitliche Mittel, den Vorrang des Geistigen anerkenne, sich einer Disziplin nicht der Zwecke, sondern der Prinzipien unterordne.

Eine große und entscheidende Reform, die einzig vom Entschluss einer Auslese abhängt. Die gesellschaftliche oder geistige Auslese muss ihre Tür jedem und jeder Reichen verschließen, die ihr nicht eine Urkunde wahrer Wohltätigkeit wie wahrer Freigebigkeit vorweisen. Diese Urkunde allein wird einen Salon von einem Jahrmarkt abgrenzen, einen geselligen Kreis von einer music hall. An dem Tag, da das Geld sich, freiwillig oder nicht, dieser Probe durch eine ihres Ranges und ihrer Rechte bewusste Auslese unterziehen wird müssen, wird auch das geringste Volk die wohltätigen Folgen spüren.

Das Geld ist ein Sklave, der seine Herrn verloren hat. Man gebe ihm wieder einen Herrn!

DIE FRAU

Unter den physiologischen Bedürfnissen des Menschen sind es der Hunger und die Liebe, welche den stärksten Druck auf das soziale Gefüge ausüben. Die Forderungen des Hungers sind gebieterisch und brutal: sie rufen in der Gesellschaft eher Oberflächenrevolutionen, sichtbare und vorübergehende Erscheinungen hervor, als tiefliegende Krankheiten. Die Irrungen der Liebe entstehen im Gegenteil fast unmerklich, entwickeln sich langsam, ergreifen nach und nach den Einzelnen und die Stände: ihre geheime Ansteckung erfasst, ohne dass jemand es weiß, schließlich das Mark einer Rasse selbst.

Die Tendenzen und die Bedingungen des weiblichen Lebens, welche die Gesamtheit der Liebesbeziehungen bestimmen, müssen sorgsam beobachtet werden.

* * *

Der Einfluss der Frau auf die öffentliche Meinung erhellt aus der Tatsache, dass alle Zeitungen mit hoher Auflage ihre Verbreitung der Art verdanken, wie sie *ihrem* Geist, ihrem Geschmack, ihren Leidenschaften, ihren Instinkten und Vorurteilen schmeicheln. Die Mehrzahl der Männer in mittleren und

kleinen Verhältnissen lesen die Zeitung, die ihre Frau wählt, und nur diese. Eine nur für Männer gedachte und abgefasste Zeitung erreicht selten eine größere Leserzahl. Das ist einer der Gründe für die Minderwertigkeit der doktrinären Blätter, die sich nur soweit durchsetzen, als sie Polemik treiben: tatsächlich interessiert die Frau sich für Systeme nur durch persönliche Vorgänge hindurch.

Derart spiegelt die Frau sich in der Zeitung, die ihrerseits auf den männlichen Geist gleichsam einen Widerschein weiblicher Interessen wirft.

Nun ist die Frau, mit all den offenbaren Widersprüchen, in denen sich ihr Gefühlsleben gefällt, gegenwärtig zugleich einer der wirksamsten Faktoren für das Umsichgreifen des moralischen Nomadentums und eines seiner wesentlichsten Hindernisse.

* * *

Man hat schon oft dargelegt, dass alle Eigenschaften der Frau nur im Hinblick auf die Mutterschaft vorhanden sind; dass ihre Art zu sein, zu denken, zu lieben und zu leiden den tatsächlichen oder möglichen Erfordernissen der Mutterschaft entspricht; dass ihre Neigungen, ihr Handeln wie ihr Reagieren, von der Kindheit bis ins Alter, aus mütterlichem Instinkt, sei er nun befolgt oder verletzt worden, herrühren.

Die einstigen Sitten unserer Abendländer folgten in bald allzu engherziger, bald geschmeidigerer Anwendung dem Wink dieses klaren Gesetzes, ebensosehr um die Frau gegen ihre eigene Schwäche und die Angriffe anderer zu schützen, wie um ihren Instinkten die soziale Wirkungskraft zu sichern.

Unsere Väter liebten, und nicht nur im Scherz, den Gegensatz zu betonen, der oft zwischen Vater und Sohn besteht. Niemals bezweifelten sie jene große, natürliche und sittliche Wahrheit: dass wie die Mütter so die Söhne.

Früher war die Gesellschaft, von einigen tausend Leuten abgesehen, auf die Hausfrau und Mutter gegründet. Die Mutter begnügte sich nicht damit, das Leben fortzupflanzen; sie hütete den Herd, die Überlieferung, die überkommene Art, Menschen und Dinge zu bewerten. In allen Ständen — im Adel, dessen Männer ihre Zeit, ihr Hab und Gut und ihre Gesundheit in

Kriegen verloren, wie in dem anderen Schicksalen unterworfenen Volk — stellte sie das dauernde Element dar, das niemals auszog, zu dem man immer wiederkehrte. Die Frau reiste nicht. Selbst in Zeiten krankhafter Reiselust, wie die Renaissance eine war, blieben die Frauen Hüterinnen am Herd. Einzig die Trägerinnen großer Namen entfernten sich von ihm im Dienste des Hofs ... Wieviele ausgewanderte Söhne kehren noch in unseren Tagen von Zeit zu Zeit in ihr Heimatland, um ihre Mutter zu besuchen!

Schutzengel des Hauses, Weinende auf Gräbern, Beterin in Kirchen war die Frau, Schutz und Halt gegen alles Nomadentum.

* * *

Zu den Sitten von einst in Gegensatz stehen die Beweglichkeit und die Sexualität der Frau von heute. Es ist eine geräuschlose Revolution, die sich in den Sitten unseres Landes seit einem Halbjahrhundert vollzieht und nicht aufgehört hat, ihre Wirkungen auszudehnen.

Die weibliche, die wahre soziale Revolution! Ihr erster Anstoß waren: eine Veränderung in dem Idealbild, das sich der Mann aus dem Volke von der Frau machte; die Verbreitung romanhafter Lektüre; die wirtschaftlichen Umwälzungen; schließlich der Unglaube.

Der Mann aus dem Volk stellte sich früher die Frau in zwei klar abgegrenzten Typen vor: mit dem einen verband er eine Vorstellung von derber Sexualität, die sich in einigen Jugendabenteuern und später vor allem in Witzen unter Männern auswirkte; mit dem anderen im Gegenteil eine äußerst strenge Vorstellung von Aufbau und Sicherheit der Familie, zuweilen durch wirtschaftliche Sorge verstärkt. Die Wanderungen der Massen seit fünfzig Jahren, die Vermischung und der ungesunde Müßiggang, den der Militärdienst mit sich bringt, schwächten die Vorstellung von der Familie zugunsten des geschlechtlichen Vergnügens ab. Der Mann aus dem Volk erfährt die Leidenschaft und den besonderen Nimbus der Sexualität, bevor er an ein Heim denkt. Die Frau, welche nicht darauf verzichten kann, dem Mann zu gefallen, folgte diesem Hang und übertrieb ihn. Eine neue Art des Zusammenlebens hat triumphiert, in dem die

Mutterschaft weniger gilt als die Sexualität, das Behagen, der Vorteil, die Annehmlichkeit des Augenblicks. Nachdem sie so ihr mütterliches Amt zurückgesetzt hatte, befand sich die Frau mit einem Schlage außerhalb ihrer Aufgabe als Wahrerin der Überlieferung, die sie früher erfüllte. Aus einem Element der Stetigkeit wurde sie nun eines der Unbeständigkeit. Ihrerseits riss nun sie den Mann weit über die Grenzen hinaus, darin er gern verharrt hätte.

Sie riss ihn umso schneller mit sich, da sich die Einbildungskraft der Frau nun von Feuilletonromanen nährte; da die Ausbreitung des Handels ihr eine Menge von neuen Versuchungen nahe brachte; da der Anreiz des Gewinns und der Notwendigkeiten des modernen Lebens sie in Fabrik, Geschäft oder Büro drängten; schließlich, da sie den Mann von jeder Gläubigkeit befreit sah, ließ sie, die gar keinen Geschmack an abstrakten Dingen findet, ebenfalls ab von der religiösen Disziplin.

Durch ihren eigenen Trieb und durch den Einfluss, den sie auf den Mann ausübt, betont die Frau so die Neigung der Gesellschaft zum Nomadentum; sie zwingt ihren Gefährten, ein künstliches Leben zu führen, reißt ihn von der Scholle, vom Herd, um ihn ins Theater oder ins Kino zu führen, gewöhnt ihn daran, nur von einem Tag zum andern zu leben, zu denken und zu fühlen, von vereinzelten Anekdoten, zufälligen Eingebungen, flüchtigen Beziehungen. Nach allen Moden begierig, löst sie ihn los von dem, was dauernd ist.

* * *

Die Frau kann — sie selbst besteht darauf — ihr Glück nur in der Mutterschaft finden, unterm Schutz gesicherter Lebensbedingungen. Durch die Sexualität unterwirft sie sich dem brutalsten und unbeständigsten der männlichen Triebe. Sie wird nun selbst unbeständig, sie betört den Mann oder ermüdet ihn. So stöhnt die moderne Frau unter ihrem Leiden, das sie selbst mit allen Mitteln hervorruft.

Der stützenden Überlieferung beraubt, hintreibend mit dem Zufall der wechselnden Moden, kann die Frau, selbst versagend, nur schlecht die Schule ergänzen als Erzieherin der Söhne der Nation. Im Volk vollzieht sich die Erziehung recht und

schlecht unterm Druck harter Notwendigkeiten. In einer wachsenden Schicht des Bürgertums vollzieht sich die Erziehung überhaupt nicht mehr. Dieser Mangel an Erziehung, zusammen mit der Verwöhnung, welche die Einschränkung der Kinderzahl mit sich bringt, erklärt die Faulheit, Selbstsucht und Torheit gewisser Erben des französischen Bürgertums. Er erklärt vor allem den Niedergang des bürgerlichen Charakters.

* * *

Eine Gegenbewegung ist bei den Frauen selbst im Gang. Sie erscheint unter zwei Formen, die einander entgegengesetzt scheinen, aber den gleichen Instinkt als Ursprung zeigen. Auf der einen Seite wehrt sich die Frau, die ein religiöser Glaube zurückgehalten hatte, mit mehr Erfahrung als früher. Andererseits möchte eine ganze Schicht von Frauen die wirtschaftliche, geistige und moralische Vormundschaft des Mannes verwerfen. Diese «Revolte», oft von ihren Urheberinnen selbst missverstanden, richtet sich viel weniger gegen die alten Sitten und das mütterliche Amt der Frau, als gegen die Missbräuche der modernen Sexualität. Die asexualen Forderungen eines gewissen Feminismus sind, neben manchem anderen, ein Beweis dafür.

* * *

Das Heilmittel gegen die gegenwärtigen Abenteuer der Frau und die Möglichkeit, sie in ihre große Aufgabe zum Nutzen einer kraftvollen Gesellschaft wieder einzusetzen, liegen, außer in der religiösen Überlieferung, im Unterricht.

Die Erteilung eines lebendigen, klaren, aufs Wirkliche gestellten, nicht abstrakten Unterrichts an die Frauen würde zur Gesundung der gesamten Nation beitragen.

Von Zwang und Schranke befreit, findet die Frau sich zugleich des Schutzes beraubt. Ihre Schwäche und Unwissenheit setzen sie unaufhörlich Gefahren aus. Durch den Unterricht wird sie lernen, die Gefahren zu kennen, die Menschen und die Dinge nach ihrem Wert einzuschätzen. Sie wird eine Würde erlangen, an deren statt sie heute nichts mehr als den Nimbus ihrer gesellschaftlichen Stellung, ihres Reichtums oder ihrer Koketterie besitzt. Der Unterricht wird ihre Neigungen festigen

und ihr einen Weg zeigen unter den verwirrenden Pfaden, die sich ihr öffnen. Er wird ihr die Möglichkeit geben, den Mann, der sie als Gefährtin wählen wird, bewusst zu beeinflussen und von Irrwegen abzuhalten durch wirksame Kritik, statt durch instinktives Jammern.

Im Unterricht wird die Frau wieder einen festen Halt gewinnen.

Schließlich und vor allem wird die Frau, wenn sie einmal unterrichtet ist, die notwendige Autorität besitzen, um entschlossen und entscheidend ihr Amt als Erzieherin der Rasse auszuüben.

Überdies geht von der gebildeten — gründlich, aber in frauenhaftem Sinne gebildeten — Frau ein besonderer Zauber aus.

Die Gefahren, die man vermeiden muss, sind: dass der Unterricht die Frau entwurzelt und sie noch unglücklicher macht, und dass der weibliche Unterricht ein Werkzeug der Propaganda in den Händen der Politiker werde.

Die Frau handelt niemals nach Überlegungen. Sie handelt nach einem Ideal und nach Vorbildern. Das Ideal findet sie nur in einer Überlieferung, die man sie lehrt, die Vorbilder nur in einem auf Praktisches gegründeten Unterricht

LUCIEN ROMIER